



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seiler, Friedrich: Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wird sie neben und zum Teil unter solche rangieren, deren Namen wir höflicherweise nicht nennen wollen. Am besten wäre es jedenfalls, der Herausgeber entschlosse sich, die Lebenden ganz wegzulassen. Denn wer will hier die Grenzen ziehen? Zu den Universitätsprofessoren, die Anspruch machen können, gesellen sich die Sammlungsdirektoren und ihre Beamten, die ja auch Schriftstellern, und zuletzt finden sich noch die Kunstgewerbemänner ein und die Zeitungsschriftsteller. Ein befreundeter Sortimentbuchhändler, den wir fragten, ob denn das hübsche Buch wohl die verdiente Beachtung finde, gab zur Auskunft, er mache alle darauf aufmerksam, die sich dafür interessieren müßten, aber „jeder schlägt zuerst nach, ob er drin ist, und wenn er sich nicht findet, kauft er's nicht.“ So hat die Sache wenigstens noch eine komische Seite.

Um das glücklich angefangne Werk auf den Stand der Vollkommenheit zu bringen, den es verdient, bedarf es keiner durchgreifenden Veränderung, keiner großen Mühe, nur nachbessernder Sorgfalt im einzelnen. Die von uns berührten Partien machen nicht einmal den größern Teil des Ganzen aus. Dieser besteht vielmehr in den systematisch gehaltenen Artikeln über Architektur, Kunstgewerbe, künstlerische Reproduktionsarten, Einzelheiten der Technik und technische Ausdrücke. In allen diesen Sachen wird das Buch bald zu einem unentbehrlichen Ratgeber werden, denn hierfür gab es bis jetzt kein Nachschlagewerk, das alles in so bequemer Kürze in sich vereinigt hätte, während ja für das eigentlich Kunstgeschichtliche besondere Hilfsmittel zu Gebote standen. Im Bereich jener Artikel ist uns keine Lücke aufgefallen, wohl aber sehr viel eigentümliche Belehrung und im allgemeinen eine klare und höchst präzise Fassung.



Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse

Von Friedrich Seiler

4. Streifzüge in der weitem Umgegend

(Schluß)



unächst kamen wir durch den mißfarbnen und höchst übelriechenden Qualm von Abdeckereien und Leimsiedereien, dann endete das graue Goldne Horn, und unter einer Holzbrücke fuhren wir nun in den Fluß hinein. Auf den Wiesen zu beiden Seiten waren unter den Bäumen Matten ausgespannt, unter denen noch Stühle standen, Pferdegruppen weideten frei umher. Ein Lustschloß des Sultans war im Hintergrunde zu sehen, dann eine Moschee und ein stilvoll aus roten und weißen Steinstreifen erbautes Gebäude, das Hauschild als „Schießversuchshaus“ bezeichnete, wo die Gewehre probiert würden. Das schöne grüne Tal war, statt von fröhlichen Menschen zu wimmeln, völlig ausgestorben, öde und leer. Nur eine einzige Gesellschaft von Männern war noch vorhanden. Sie hatten ein kleines Feuer entzündet, an dem sie ihren Kaffee kochten, machten Musik und sahen einem Tänzer zu, der in der kalten Regennacht seine Arme und Beine durch krampfhaftes Umhererschmeißen zu erwärmen suchte. Von den schönen Türkinnen war auch nicht eine mehr an dem süßen Wasser zu finden. Denn die Mohammedanerin muß vor

Sonnenuntergang zuhause sein. So gebietet der Prophet. Auch unsre Gnädige mahnte nun energisch zur Umkehr. Und sie hatte Recht. Denn die Rückfahrt dauerte weit länger, als wir sie uns vorgestellt hatten, und das Sitzen auf den lehnenlosen Bänken wurde zuletzt zur Qual, besonders für unsre Dame. Wir verließen deshalb schon bei der alten Galatabrücke unser Boot und gingen durch eine Zypressenallee direkt nach Pera hinauf. Mein österreichischer Genosse sagte nachher, er habe die preussischen Offiziere bisher nur nach den Fliegenden Blättern beurteilt und sei aufs äußerste überrascht, in ihnen so liebenswürdige und umgängliche Herren gefunden zu haben. Er werde in seiner Heimat, dem südlichen Österreich, für die neugewonnene Anschauung energisch eintreten. Nachdem ich mir rasch meinen Verband, der abgegangen war, in der Apotheke hatte wiederherstellen lassen, ging ich noch in der Dunkelheit ins Hotel Kroecker, um die beiden Damen zu besuchen, die mich so liebenswürdig eingeladen hatten; es war aber leider schon zu spät. Sie hatten sich, ermüdet wie sie waren, schon in ihre Gemächer zurückgezogen.

Diese Süßwassertour war also durch allzuviel süßes Wasser geschädigt worden. Wenig Tage darauf machten wir aber einen vollen Tagesausflug, der nicht verregnete, und zwar nach Skutari. Der General war verhindert, und auch die gnädige Frau erklärte, als wir unsre Verabredung trafen, sie werde nicht mitkommen, da sie gehört habe, daß die „heulenden Dervische“ in Skutari ein*entsetzlicher, nervenaufregender Anblick seien. Sie fand sich aber am festgesetzten Tage dennoch zu unsrer Freude an der Dampfschiffstation ein und fuhr mit. Wir fanden in Skutari eine echt asiatische Türkenstadt, die mich lebhaft in ihrem ganzen Aussehen an die Dardanellen erinnerte. Kaum waren wir ausgestiegen, so wurden wir sofort von Kutschern umdrängt, suchten uns den schönsten Wagen heraus und fuhren durch die holprigen Gassen mit den Holzgittern und Handelsbuden. Untermegs kauften wir einen der hohen, geflochtenen Körbe voll der köstlichsten Erdbeeren, die uns massenhaft für billiges Geld angeboten wurden. Diesen stellten wir zwischen unsre Füße in den Wagen und schmauseten während der Fahrt nach Herzenslust. Die Frau Kaimakam konnte überhaupt das massenhafte, billige Obst und Gemüse nicht genug rühmen, das es in Konstantinopel gäbe, und zwar zu nach unsren Begriffen fast lächerlichen Preisen und dabei in uner schöplicher Abwechslung und vorzüglichster Qualität. Sie zählte all die Herrlichkeiten auf, die Allah fast das ganze Jahr seinen Gläubigen und den unter seinem Schutze als Gäste wohnenden Fremden der Reihe nach aufstischt, sodaß es uns Herren schien, als sei Konstantinopel ein wahres Eldorado für Hausfrauen, besonders wenn sie die Küche möglichst vegetarisch führen. Mit dem Fleisch soll es weniger berühmt aussehen.

Unter solchen Gesprächen fuhren wir, zuletzt zwischen türkischen Gärten, Landhäusern und Weinbergen, hinauf zum Bulgurlu, den die Deutschen in Konstantinopel gern den „Bismarckberg“ nennen, weil die drei seinen Gipfel zierenden Bäume jenen drei Haupthaaren gleichen, die die fremden Mächte so oft in ihren antideutschen Suppen gefunden haben. Eine Viertelstunde unterhalb seines Gipfels liegt ein von hohen Platanen beschattetes Plateau, auf dem die berühmte Quelle Tschamlidscha entspringt. Hier ist eine türkische Kaffeewirtschaft, deren Besitzer den braunen Labetrunk aus dem köstlichen Wasser bereitet. Am Freitag versammelt sich hier die mohammedanische, am Sonntag die christliche Welt von Skutari, und es spielen sich hier in kleinerem Maßstabe dieselben Szenen ab wie an den süßen Waffern. Wir saßen vor dem vergitterten Holzhaus nieder, und Hauschild fragte den Kaffeetürken, ob denn der Pascha schon sein Sommerlusthaus bezogen habe. Der Türke schaute ordentlich erschreckt auf und gab dann ganz leise seine Antwort. Die Türken sprechen überhaupt niemals auf der Straße den Namen eines Würden-trägers, geschweige denn das Wort Sultan oder Padischah laut aus, sie sprechen überhaupt am liebsten nicht von solchen Herren. Schon das bloße Neden von ihnen bringt in den Verdacht revolutionärer Gesinnung, und Geheimpolizisten gibt

es überall. Übrigens hat auch die Mutter des entthronten Sultans Abdul Afis hier oben einen hübschen Sommerkiosk. Als es an die Zahlung ging, stellte der Kaimakam als seinen Grundsatz auf, nie zu fragen, was die Zehrung koste. Das sei den Orientalen gegenüber nicht angebracht. Er berechne den Preis nach der landesüblichen Taze und gebe das Geld einfach hin. Dadurch erziehe man die Leute zur Solidität. Diese schienen freilich mit solchem pädagogischen Verfahren keineswegs einverstanden zu sein. Der Cafetier vom Bulgurlu wenigstens wollte absolut noch einige Piafter mehr heraus schlagen und folgte uns jammernd und bettelnd bis fast hinauf auf den Gipfel. Aber der deutsche Kaimakam setzte sein Erziehungsprinzip siegreich durch, obwohl wir andern gern nach- und zugegeben hätten. „Man darf die Leute nicht verwöhnen.“ Bei diesem guten, altpreussischen Grundsatz blieb es.

Oben auf dem Gipfel bei den drei Bäumen — es sind verkrüppelte Platanen — genossen wir dann die weite Aussicht. Die Stadt Skutari breitet sich fächerförmig vom Bulgurlu nach dem Meere aus. Ihr Name Üsküdar ist übrigens persischen Ursprungs und bedeutet „Eilbote.“ Denn hier war die erste Poststation für die nach Asien gehenden Kuriere. Wir sahen die staubige schlechte Landstraße durch mattgrüne Felder und kahle Hügelketten ostwärts ziehn, auf der so oft die Sultane ihre Heere zu Kriegen ins Innere Asiens geführt hatten. Jetzt hält hier der deutsche Kaimakam, wie er erzählte, sehr häufig mit seinen türkischen Offizierschülern taktische und topographische Übungsritte ab. Er lobte übrigens den Eifer und die Intelligenz dieser Herren und gab sein Urteil über die türkische Armee im allgemeinen dahin ab, daß sie weit besser sei, als man im Abendlande oft annehme, und insonderheit eine kraftvolle, nachhaltige Defensiv-, wenn sie gut geführt werde, sehr wohl durchzuführen vermöge. Wenn auch die Kavallerie etwas schwach sei, so sei doch das Soldatenmaterial vorzüglich.

Nach der andern Seite sieht man das Häuser- und Moscheenmeer von Konstantinopel, südlich über die Kasernen von Haidar-Bascha hinweg die scharfgezeichneten Prinzeninseln mit ihren Bergen und Spizen und in weiter Ferne den im Mai noch schneeglänzenden bithynischen Olymp. Auch vom Bosporus kann man ein gutes Stück überschauen, und besonders den Jagdparc des Nilbiskiosk hat man deutlich vor Augen.

Als wir wieder zu unserm an der Quelle wartenden Wagen zurückkehrten, erschien der winselnde Kaffeewirt von neuem, aber, obwohl nun auch die Frau Kaimakam für ihn sprach, die altpreussische Ader siegte auch diesmal über das gute Herz. Auf steiler, holpriger und staubiger Landstraße fuhren wir dann zu der Hauptsehenswürdigkeit von Skutari, dem Friedhof, der der schönste, größte und berühmteste des ganzen Orients ist. Er dehnt sich eine Stunde in die Länge und eine halbe Stunde in die Breite und erstreckt sich bis zum Dorfe Haidar-Bascha. Dieses Totengefilde ist weder umgittert noch ummauert, und zahlreiche öffentliche Verkehrsstraßen durchkreuzen es. Wir entließen unsern Wagen am Rande dieses ungeheuern Allahackers und wanderten staunend in den dreifach übereinander emporsteigenden Wald hinein. Zu unterst nämlich sehen wir einen Wald von wirrem Gestrüpp und allerhand Unkraut, von dem in den ältern Theilen die Gräber förmlich überwuchert sind. Darüber erhebt sich der Wald der Grabsteine und Grabplatten, alle aus weißem oder grauem Marmor, die meisten schief, auch hier Reliefinschriften, Muschelwerk, Fesse und Turbane. Der höchste und bei weitem schönste Wald ist der dritte, uralte Zypressen von einer Höhe und Stärke, wie man sie selten findet. Auf krummen Pfaden oder auch ohne Pfad wandert man in tiefem Halbdunkel — denn die ernsten Bäume lassen nur wenig Tageslicht durchscheinen — wie im Schattenreiche des Todes. Ab und zu kommt man an einen besonders prachtvollen Stein oder an ein besser gepflegtes vergittertes Grab oder gar an eine mit Arabischen geschmückte Turbe. Hier und da stößt man auch auf die Arbeitsplätze der Steinmetzen, die auf den länglichen Platten die kunstvollen Schriftreliefs, Muscheln

und Blumen herausmeißeln. Die vornehmen Moslemn lassen sich und ihre Familien hier auf asiatischem Boden mit Vorliebe beerdigen, weil sie glauben, daß Europa einst doch wieder dem Kreuze zufallen werde. Ja der Sultan Mahmud hat hier an einer Wegkreuzung sogar sein Lieblingsroß bestatten lassen und über dem Grabe des Tieres eine auf Marmorsäulen ruhende Kuppel errichtet. Neben diesem Pferdemausoleum erwartete uns ein alter Türke mit einer schön geschnittenen Tabakdose und fing ihretwegen einen langen Handel an, währenddessen es mir glückte, die höchst charakteristische Erscheinung meuchlings abzuphotographieren.

Allmählich drangen wir dann durch die Stein- und Zypressenwildnis des Todes bis zu dem Tekke (Kloster) durch, dessen Derwische einmal in der Woche zur Ehre Gottes heulen. Das niedrige Gebäude liegt noch auf dem Friedhofe und ist von einer hohen Mauer umgeben. Wir erfuhren hier, daß wir es einmal wieder mit der Zeit versehen hatten. Die Zeremonie sollte erst um acht Uhr türkisch, das war um vier Uhr Nachmittags beginnen. Wir hatten noch reichlich zwei Stunden Zeit bis dahin und begaben uns deshalb zu einem dem Tekke schräg gegenüber gelegnen Kaffeehaus. An einem Tisch im Freien neben einem leicht plätschernden Springbrunnen sitzend freuten wir uns des mächtigen Zypressenwaldes um uns her und seines würzigen Duftes. Leider war die Verpflegung mehr als mäßig. Wir hatten sämtlich einen tüchtigen Hunger mitgebracht, aber es gab nur Eier, Brot und als herzhaftestes Getränk Limonade Gazeuse, was für germanischen Geschmack nicht ganz ausreicht. Die Eier wurden uns auf einem Teller serviert ohne jedes weitere Eßgerät, und als wir um Löffel baten, bekam jeder einen riesigen hölzernen Nührlöffel, was besonders die gnädige Frau höchlichst amüsierte. Allmählich fanden sich immer mehr Europäer ein, auch mehrere Damen, und um vier Uhr öffnete sich uns die Pforte des Tekke gegen Erlegung eines Quartakt.

Was wir nun während der nächsten zwei Stunden zu sehen bekamen, gehört zu dem Sonderbarsten und Aufregendsten, was man überhaupt sehen kann, ein Gottesdienst, so originell und angreifend, wie es wohl kaum einen zweiten auf Erden gibt. Wir wurden auf eine schmale Galerie zu ebner Erde geführt, die ein hölzernes Gitter von dem Hauptraum trennte. Uns gegenüber sammelten sich auf einer unbergitterten Estrade die mohammedanischen Zuschauer. Oberhalb waren dicht vergatterte Logen angebracht für die Frauen. Wir hatten glücklich noch auf der vordersten Bank unsre Plätze bekommen und konnten somit das Schauspiel aus unmittelbarster Nähe betrachten. Ich suchte mein verwundetes Bein in eine möglichst horizontale Lage zu bringen und steckte es zu diesem Zwecke durch das Gitter. Aber sofort schritt einer der Derwische auf mich los mit einer Miene, als wolle er mir das Bein bei lebendigem Leibe abhacken, sodaß ich es schleunigst einzog. Die Zeremonie begann inzwischen höchst langweilig. Die Derwische hockten in einer Reihe auf schwarzwolligen Lammfellen, angetan mit langen Gewändern und bedeckt mit grauen, von weißen Tüchern umwundenen Filzkappen. In der Gebetsnische, dem sogenannten Mihrab, hockte der würdige Scheik mit besserer Kleidung und besserem Turban auf einem bessern Lammfell, über ihm in der Nische hingen krumme Säbel, Pistolen und Fahnen — der Islam verleugnet seine kriegerische Natur auch im Kloster nicht —, darüber war ein Spruch an die Wand gemalt, den uns Herr Hauschild so verdeutschte: „Den Geboten des Propheten sollen wir folgen.“ Davor stand ein glimmendes Räuchergefäß. Der Scheik selbst begann nun eine Predigt, und zwar eine ebenso endlose, wie man sie bisweilen in unsern Kirchen zu hören bekommt, über das Thema „Tugend und Almosen,“ ganz wie bei uns in der guten alten rationalistischen Zeit. Herr Hauschild strengte sich aufs äußerste an, der Predigt zu folgen, aber es wurde ihm schwer, weil sie stark mit arabischen Ausdrücken und Sprüchen durchsetzt war. Endlich machte der Prediger zu allgemeiner Befriedigung Schluß und erhob sich. Darauf setzten sich zwei Vorsänger in die Mitte des Lokals auf zwei Sella und begannen mit nicht unmelodischen, wenn auch stark näselnden Stimmen einen Wechselgesang, die Derwische wiegten

sich dazu hin und her und murmelten Sprüche vor sich hin. Durch eine Tür, schräg uns gegenüber, traten immer noch neue Andachtsbegierige ein, wurden rasch mit Kaftan und Kappen bekleidet, setzten sich mit in die Reihe und fingen ebenfalls an, sich zu wiegen und zu murmeln. Auch drei Knaben nahmen Platz, davon einer mit einem wahrhaft idealen, begeisterten Gesicht, das Hauschild zu meinem Erstaunen als „echt türkisch“ bezeichnete. Wieder öffnete sich die Tür, und Herr Hauschild rief mit allen Zeichen des Erstaunens: „Um Gottes willen, da ist ja ein Kollege!“ Herein trat ein tiefschwarzer Neger, eine wahre Hünen gestalt in der Uniform eines Kaimakams. Er wurde sofort eingekleidet und erhielt den Ehrenplatz in der Mitte der Reihe, von wo aus sein schwarzes Wollhaupt über alle andern hinwegragte. Nachher hörten wir, daß dieser fromme Kriegsmann jeden Donnerstag in Skutari und jeden Sonntag in Kassim-Pascha mit den Derwischen heule. Und warum auch nicht? Heult doch so mancher Christ sein ganzes Leben lang mit den Wölfen. Übrigens wirkte das gleichförmige Singen, Murmeln und Sichwiegen noch einschläfernder als die Predigt. Ich wollte eben vorschlagen, doch lieber zu gehn, da standen auf einen Wink des Scheiks plötzlich alle Andächtigen auf. Die Vammfelle wurden weggetragen, die Filzkappen abgenommen, geküßt und vor der Nische in einer Reihe aufgestellt. Unter ihnen trug, wie sich jetzt zeigte, jeder noch eine weiße leinene Mütze, die mit Sprüchen bestickt war. Darauf traten die Derwische von neuem in eine Reihe, deren Mittelpunkt wieder der schwarze Oberstleutnant bildete, und nun begann erst die eigentliche Heulerei. Was wir bisher gehört hatten, war nur das Vorpiel gewesen. Sie wiegten sich, beugten sich vor- und rückwärts, schmissen die Köpfe hin und her und schrien unaufhörlich und mit lauten Stimmen: la ilah ilalaha (d. h. „es gibt keinen Gott als Gott“), mit starkem Ton auf dem zweiten il. Zu den beiden Vorsängern gesellten sich noch zwei andre, der Gesang wurde lauter, lärmender, indem zwei in hohen, rasch wechselnden Läufen sangen, während die beiden andern einen tiefen Cantus firmus hielten. Die Gesichter wurden immer verzerrter, die Bewegungen immer rascher und leidenschaftlicher, und das Geheul selbst immer wilder und unartikulierter. Es klang bald nur noch wie Halilahau Hialalau, und in dieser Form hat es sich meinem Gedächtnis unauslöschlich eingepägt. Bald troffen die frommen Heuler von Schweiß, und ein Dunst entwickelte sich, der wahrlich kein Vorgeruch des Paradieses war. Die heiligen Männer müssen, wenn sie in Eden eingehn, von den schönen Paradiesjungfrauen erst ganz gehörig parfümiert werden. Einigen der zuschauenden Damen wurde schlecht, sie ließen sich hinausführen, aber unsre Frau Oberstleutnant hielt mit gespannter Aufmerksamkeit aus. Bald tönten auch andre gellende Rufe, durch das Geschrei, ein lautes: Ha, hu, hu! („Er“), und dann wieder aus der Mitte heraus ein wildes „Hurra!“ — so klang es uns anfangs, es hieß aber burda! („hierher“).

Der Scheik stand mit krummer Nase und ehernem Gesicht, aus dem das Weiße des Auges nahezu faszinierend herausglänzte, wie ein Feldherr vor der tollen Schar und feuerte sie, wenn die Begeisterung nachzulassen schien, durch eine Bewegung des Armes oder ein Aufstampfen mit dem Fuße zu erneutem gottesdienstlichem Kraftgeheul an. Der Widerstreit des melodiosen Laufgesanges und des grauenvollen Geheuls wurde immer krasser, und gleich einer Eruption des Fanatismus über tönte beides in Pausen das wie Kampfschrei schmetternde burda! Als der Tollste der Tollen gebärdete sich der schwarze Offizier; der fletschte die Zähne, weiße, bläuliche, riesige Anthropophagenzähne, schmitz den Kopf hin und her, als wollte er ihn sich vom Halse werfen, und arbeitete mit dem Oberkörper und den Armen wie ein Elefant; der Schweiß floß ihm in Strömen über Gesicht und Hals. Ich flüsterte meinem Nachbar nicht ohne Bosheit zu: „Fragen Sie doch einmal beim nächsten Liebesmahl Ihren Herrn Kameraden, was er sich eigentlich bei diesem Rummel denkt.“ Der Oberstleutnant lächelte ablehnend.

Jetzt bemächtigte sich die Erregung auch der Zuschauer uns gegenüber auf der Estrade. Solche religiösen Wahnsinnsausbrüche haben ja immer eine mächtige

Ansteckungskraft. Drei Soldaten, die dort standen, fingen, da sie ihren Oberstleutnant so brav heulen sahen, ebenfalls an zu heulen, aber ohne den rechten Takt und Ton, und bald heulte und tanzte die halbe Zuschauerschaft nach besten Kräften mit. Man hörte jetzt nur noch il, lau und hu in wirrem Durcheinander, die Regellosigkeit nahm überhand, und das Schauspiel artete in eine einzige wüste Tanz- und Heulorgie aus. Doch fing nun schon die physische Kraft an zu erlahmen, besonders bei den ältern Heulbrüdern. Viele keuchten und schwankten, und der Speichel floß ihnen aus dem Munde. Dicht vor mir stand ein Kerl, den seine beiden Nachbarn halten mußten, damit er nicht fiel; aber trotzdem warf er immer noch den Kopf nach mir herum und schleuderte mir bei jeder Wendung ein keuchendes hu! ins Gesicht — ein ganz unheimlicher Geselle! Zuletzt hörte sich die Sache wie ein nachgemachter Bahnzug an, wenn die Kinder auf der Straße „Eisenbahners“ spielen. Man stampfte mit den Füßen und schrie dazu hu, hu, hu, gerade wie es die Lokomotive macht. Das dauerte auch noch fort während der nun folgenden Tretheilungen, die an phantastischem Reiz noch weit über die modernen Gebetsheilungen gehn.

Eine verschleierte Frau brachte ein etwa einjähriges Kind in den Saal und legte es auf ein Lammfell zu den Füßen des Scheißs nieder. Dieser tastete mit dem einen Fuße, der einen leichten Lederschuh trug, auf dem Unterleibe des Kindes herum, bis er die richtige Stelle gefunden hatte, und trat dann plötzlich mit beiden Füßen auf den kleinen, zarten Leib, sodaß Frau Hauschild einen leichten Schreckensruf ausstieß. Einen Augenblick blieb er stehn — er muß durch die lange Übung die Anatomie des menschlichen Leibes genau gelernt haben —, dann trat er zurück, die Mutter hob das kranke Kind auf, er blies es an — und es war genesen. Dann folgten andre Kinder, die größern küßten ihm nach der Zeremonie die Hand, zuletzt legten sich Erwachsene dem heilenden Derwisch zu Füßen, auch ein Soldat ließ auf sich herumtreten. Der wissenschaftlich erzogene Mitteleuropäer ist geneigt, über solche abergläubischen Torheiten die Achseln zu zucken. Es ist aber gar nicht zu bezweifeln, daß diese heilige Tretzeremonie in vielen Fällen tatsächlich hilft. Denn durch sie wird die stärkste Suggestion hervorgebracht, die es nur geben kann, und der feste Glaube an Heilung ist bekanntlich schon die halbe Heilung.

Als wir endlich nach zwei guten Stunden aus dem fürchterlichen Dunste dieses Derwischklosters herausstraten unter den Schatten der Zypressen, da schlürften wir voll Entzücken wieder den köstlichen, würzigen Duft ein. Das, was wir soeben gesehen hatten, wirkte aber noch lange in uns nach. Es war barbarisch, kraß, fast fürchterlich gewesen, aber doch nicht ohne einen Zug von Großartigkeit. Ein solcher zwei Stunden dauernder Heultanz ist eine religiöse Kraftleistung allerersten Ranges. Allah wäre kein Gott, sondern ein Teufel, wenn er nicht gnädig herabsehen wollte auf solch heißes Bemühen um seine Günst.

5. Die Heimfahrt

Schneller, als ich gedacht, näherten sich die Tage meines Aufenthalts in der mächtigen Bosporusstadt ihrem Ende. Mein Genosse war schon mit dem Osterreichischen Lloyd nach Athen zurückgereist, und auch für mich wurde es die höchste Zeit, an die Abreise zu denken. Leider durfte ich nicht den großen, aber schönen Umweg über Griechenland und Italien machen, sondern mußte auf dem kürzesten Wege mit der Eisenbahn zurückkehren, denn mein Urlaub neigte sich ganz bedenklich zu seinem Ende. Ich verfaß mich also mit Proviant für zwei Tage, darunter auch mit deutscher Würst von einem deutschen Fleischer, und beglich im Hotel meine Rechnung. Dello riet mir beim Abschied, nicht mit einer Droschke, sondern mit der Pferdebahn auf den Bahnhof zu fahren. Der Hamal (Lastträger) des Gasthofes werde mir mein Gepäck für zehn Piaster dorthin tragen. So geschah es. Der kleine Armenier — er war dem Blutbade von 1897 entronnen — befestigte meine Sachen an die beiden Enden einer langen Tragstange, legte diese wie ein Joch auf seine Schultern und

trabte los. Da er alle Nebengassen und Nichtwege benutzte, so tauchte er immer wieder neben meinem Pferdebahnwagen auf und gelangte fast zugleich mit mir auf den Bahnhof. Das Billett nach Wien kostete 93 Franken und 35 Centimes (sehr billig!), und unter den üblichen Badschischspenden drang ich dann glücklich bis zum Zuge vor. Für eine Nachzahlung von zwei Franken erhält man in den ungarischen Wagen das Recht auf Nachruhe, d. h. man kommt zu vier in ein Coupé, klappt dann die Ledergepolsterten Lehnen von unten nach oben in die Höhe und schläft auf einer der vier auf diese Weise hergestellten Schlafbänke. Ich legte mich auf eine der beiden oberen, hatte das aber bitter zu bereuen, denn die untern Bänke waren von zwei galizischen Juden belegt, die sich Bernstein und Baruch nannten, und nun während der Nacht ihre ganze Zwiebel-, Käse- und Knoblauchausdünstung nach oben strömen ließen. Als ich aufwachte, wurde mir sofort übel, und ich öffnete schleunigst die Ventilation.

Die Sonne ging uns über Adrianopel auf, dann folgte die türkische und gleich darauf die bulgarische Gepäckrevision. Auch wurden uns von den weißgekleideten bulgarischen Beamten die Pässe abgenommen und unsre sämtlichen Namen gewissenhaft in ein Buch eingetragen. Während der Fahrt spuckten die beiden Galizier beständig in ekelhaftester Weise auf den Fußboden, obwohl auf jeder Seite ein großer Spucknapf bereit stand. Endlich in Philippopol befreiten sie mich von ihrer Gegenwart, um dort zu „ihre Zeit“ zu gehn. Philippopol selbst liegt malerisch auf vier aus dem weiten Tal der Mariza schroff aufsteigenden Bergkuppen. Zahlreiche Rostherden weideten in der Ebene. Links von der Bahn sieht man das mächtige Rhodopegebirge (bis zu 2700 Metern), dessen zackige Gipfel noch tief hinunter mit Schnee bedeckt waren. Im Altertum schwärmte hier die Bacchantin und schaute staunend auf das noch vom Winterschnee weiße Tal des Hebrus (der Mariza) hernieder (Hor. Od. III, 25), jetzt haust hier der edle makedonische Aephthe, der mit Vorliebe amerikanische Missionarinnen entführt. Zum Glück hatte ich jetzt einen angenehmen Reisegefährten in einem jungen Franzosen bekommen, der in Geschäftsangelegenheiten nach Paris reiste, aber in Kasanlyk wohnte, wo er in echtem Rosenöl und handgestickten Decken arbeitete. Über Sofia ging es dann an die serbische Grenze, wo die Gepäckrevision im Wagen selbst vorgenommen wurde. Dann wurden wieder die Lehnen hochgeklappt, und die zweite Nacht im Eisenbahnwagen begann. Diesemal kleidete ich mich, dem Beispiel des Franzosen folgend, vollständig aus und schlief in meine wollne Decke gehüllt ganz prachtwoll.

Als die Sonne aufging, hielten wir bei der Stadt des „Prinzen Eugenius, des edeln Ritters.“ Doch blieb „Stadt und Festung Belgrad“ rechts jenseits der Save liegen. Wir passierten frei den Donaufluß und schlugen dann bei Semlin unser Lager, indem wir unser sämtliches Gepäck auf die kaiserlich-königliche Zollstation schleppen mußten, was dem Franzosen Anlaß gab, über „ces animaux-là“ weiblich zu räsonieren. Endlich waren „toutes ces choses dégoutantes“ erledigt. Der neue Zug, in den wir einstiegen, war mit deutschredenden Schaffnern besetzt, hatte auch Warnungsinchriften in vorzüglichem Deutsch, wie folgende Wendung beweist, die ich mir notiert habe: „... da nach Versehen der erforderlichen Pünktlichkeit des Zugabgehens Gefahr erwachsen kann.“ Dieser Zug trug uns nun hinein in die endlosen Pustten Südongarns, über die der Blick ungehemmt bis zum fernen Horizont schweifte. Äcker und Weinfelder wechselten miteinander, aber kein Baum war zu erblicken. Nur die vereinzelt liegenden Gehöfte waren durch hohe Laubbäume — Pappeln, wie es schien — gegen die Sonne geschützt, die im übrigen brennend auf der Ebene lag. Es war der heißeste Tag der ganzen Reise. Griechenland, Areta, Konstantinopel hatten gegen diese Pusttenhitze eine milde, Troja sogar eine eisige Temperatur.

Budapest, der Stolz der Magyaren, machte mir gegen das wirre Völkergewimmel von Konstantinopel anfangs den Eindruck einer verschlafnen Kleinstadt. So ruhig und langweilig war das Leben auf den Straßen. Auch sind nur die Haupt-

straßen breit und einigermaßen elegant, die Nebengassen zeigen noch stark, daß der Ort ein junger Emporkömmling ist. Die Abneigung der Magyaren gegen alles Österreichische wurde mir recht augenfällig klar, als ich in keiner Buchhandlung, auch in der größten nicht, einen Führer durch Wien erhalten konnte. Den Buchhändler fragte ich dann noch, wo die Pferdebahn zur Donau ginge. Er antwortete: „Nach Donau geht kein Pferdebohn, Donau ist schon do.“

Ich fand den Strom denn auch einige Hundert Schritt weiter und setzte mich auf das nächste Dampfschiff. Die Fahrt ging an dem riesigen, prunkvollen Parlamentsgebäude vorüber, mit dessen Länge und Kuppelhöhe sich der deutsche Reichstag nicht messen kann, um so mehr natürlich mit der im Innern zutage tretenden politischen Weisheit — oder zweifelt etwa jemand daran? Dann nahm mich der kühlende Baum Schatten der Margareteninsel auf, und ich genoß hier am Ufer der schönen blauen Donau zum erstenmal seit langer Zeit wieder ein gutes, fein hergerichtete Mahl und konnte meinen Wein mit wirklich kühlem Wasser aus beschlagener Karaffe vermischen. Wenn ich freilich glaubte, nunmehr aus dem Backfisch heraus zu sein, so irrte ich mich schwer. In Konstantinopel hatte ich bei jeder Mahlzeit ein Trinkgeld gegeben, hier erwarteten drei Menschen, von mir beschenkt zu werden, einer, der die Speisen brachte, einer, der den Wein aufsetzte, und einer, der mein Geld in Empfang zu nehmen geruhte.

Ganz ebenso war es in Wien, wo ich außerdem der großen Fronleichnamprozession beiwohnen konnte. Ich kann mir nicht helfen, auf die Gefahr, als ein schlechter Christ betrachtet zu werden, der Selamlik des Sultans machte einen viel stolzern, großartigern Eindruck. Dort der Herrscher nicht nur über die Leiber, sondern auch über die Seelen, Sultan und Kalif in einer Person, in Galawagen und umgeben von der ehrfürchtigen Menge der Beamten und Gläubigen, hier der greise Kaiser, barhaupt, ungeschützt gegen die Strahlen der Sonne, mit einem großen brennenden Wachslicht in der Hand, hinter einem Baldachin und einem Messgewande zu Fuß hergehend wie ein armer Büsser. Und ebenso wie er auch der Thronfolger, die Erzherzöge, die Minister und Diplomaten in ihren gestickten Uniformen, die höhern Staatsbeamten und die städtischen Magistrate, an ihrer Spitze der „schöne Karl,“ wie eine freundliche Wienerin neben mir den großen Lueger bezeichnete. Alle diese Herren trugen Wachskerzen in den Händen, die dann der Kirche zufallen und von dieser gleich wieder an den „Wachszieher“ verkauft werden. Alle suchten, so gut es ging, ihre größtenteils kahlen Häupter durch Emporhalten der Hände und Hüte gegen die sie sichtlich genießenden Sonnenstrahlen zu schützen. Ich hatte hier den Eindruck vollkommener Unterordnung des Staats unter die Kirche, deren triumphierende Macht sich in endlosen Bügen von Geistlichen, Kongregationen, Mönchen mit Kreuzen, Büchern und Fahnen darstellte. Daran vermochte auch das militärische Aufgebot nichts zu ändern, nicht einmal die roten „Arcieri“ und die Stolzesten der Stolzen, die schmuckten ungarischen Leibgarden mit den grünen Schabracken, gefleckten Leopardenfellen und langen weißen Büsschen. Einen für mein altes Soldatengefühl besonders peinlichen Eindruck machte es, daß die Kaiserjäger hier auf der Straße zu Ehren der Prozession nicht nur schießen, sondern auch beten mußten oder wenigstens so tun, als ob sie beteten. Sie standen in zwei Gliedern spalierbildend vor dem Publikum. Da kamen die Kommandos: „Niederknien zum Gebet, Gut ab, Gut auf, Aufstehn, Fertig zum Chargieren, Legt an, Feuer,“ und drei geistliche Ehrensalven rollten über die Menge hin. Während ich mich, wie gesagt, bei dieser Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, von Kirchlichem und Militärischem, von Weihrauch und Pulver eines unangenehmen Gefühls nicht ent schlagen konnte, amüsierten sich die lustigen Wienerinnen nur darüber — und das war wohl das richtigste.

Dieses Wiener Fronleichnamsfest war der letzte fremdartige und seltsame Eindruck, den mir die Reise bot. Nach flüchtiger Zollrevision in Tetschen tat mir das Vaterland seine Grenzen auf, Dresden spendete mir reichlich und viel.

seitig die Segnungen deutscher Kultur, und bald kam ich äußerlich und innerlich gleichsam durchgeschüttelt und durch eine ungeheure Fülle von Anschauungen bereichert wieder an in der lieben Heimat, die mir nicht so eng erschien, wie ich vorher gefürchtet hatte.



Der fromme Maier



er lebte einsam wie ein Mönch, zwar nicht im Kloster, und hatte auch kein Mönchsgelübde getan. Er war nur anders als die andern, und das schuf ihm eine unsichtbare Mauer, hinter der er in Einsamkeit lebte, mitten in der lauten Welt.

Sie lachten über ihn und hießen ihn den krummen Lobel oder auch den frommen Maier. Und es war an beiden etwas wahres. Denn er war ein bißchen schief gewachsen, und er mag wohl frömmere gewesen sein als die, die über ihn lachten. Und Gottlob Maier hieß er auch. Daß sie lachten, störte ihn nicht so sehr. Früher ja, aber jetzt nicht mehr.

Er tat seine Arbeit so für sich hin; er schnitt Buchdecken zu, jahraus, jahrein. Ja manchmal bekam er auch Weinwandfälze aufzuleimen, wenn es die Aufträge nicht anders wollten. Das war seine Abwechslung, soweit sie den Beruf betraf.

Wenn für Genossenschaftszwecke gesammelt wurde, gab er seinen Beitrag. Aber er ging nie in die Versammlungen.

Er ist ein Eigenbrötler, sagten die andern, und dann griffen sie wohl halb mitleidig und halb spöttisch an die Stirn: Na, viel Geschicktes sagen, das würd er doch nicht, wenn er auch käme.

Einmal war er mit bei einer Maifeier gewesen.

Sie hatten ihm keine Ruhe gelassen, da war er mitgegangen. Und eins der Mädchen vom Geschäft, ein kraushaariges, junges Ding mit einem lustigen Gesicht, hatte sich neben ihn gesetzt und schön mit ihm getan.

Aber er war nach einer Weile leise aufgestanden und gegangen. Seitdem kam er nicht mehr mit. Sie mußten ihn ja wohl gewähren lassen, wenn er so seinen stillen Weg für sich hinging. Der führte ihn am Abend in seine Dachkammer und am Sonntag in den Wald. Das war immer so.

Die Kammer hatte himmelblau gestrichne Wände, eine davon war schräg, die andern drei waren gerade. Und sie hatte nicht allzuviel Mobilien. Ein Bett mit gewürfelten Bezügen, Tisch, Stuhl und Schrank und einen grüngestrichnen, hölzernen Koffer. Den Kofferschlüssel trug er in der Westentasche. Und wenn er am Sonntag Vormittag alles blank abgestäubt hatte, dann kniete er vor den Koffer und erschloß sich mit ihm ein stilles Reich.

Was da alles war! Alte, sorgsam in Tüchlein gewickelte Daguerrotypbilder von Eltern und Großeltern. Eine ungeschickte, schülerhafte Zeichnung des heimischen Pfarrhauses, das nun schon lange, lange für ihn verschlossen war, ein paar Bücher, Bibel und Gebetbuch und Jung-Stilling; einige buntfarbige Stickereien, in Silberstramin und farbiger Wolle von Kinderhänden ausgeführt; in den Kofferdeckel genagelt zwei Holzschnitte: Schwinds Waldkapelle und sein Kübezahl.

Das dauerte so eine Weile, bis er sich mit dem allen unterhalten hatte. Und dann schloß er den Koffer wieder ab, tat einen langen Blick aus dem Fenster und ging in den Wald.

Er mußte vorher die Stadt durchwandern, die menschenreiche, sonntägliche Stadt mit den vielen sonntagsfrohen Leuten auf den Straßen. Wenn er nicht so in sich gekehrt dahingegangen wäre, so hätte er wohl öfters gesehen, wie sie einander anstießen: Guck mal, da geht einer! und die Köpfe schüttelten und lachten.